

In diesen Zeiten

Die Straße, die ihre ganze Widersprüchlichkeit aus sorgsam gepflegten Vorgärten und automobiler Abstellwüste unbeirrt und trotzig vor dem Betrachter ausbreitet, strahlt eine unwirkliche Normalität aus. Unwirklich deshalb, weil in diesen Zeiten überhaupt nichts normal ist. Das gesellschaftliche Leben, wie wir es bisher kannten, existiert praktisch nicht mehr und ist einem Daseinszustand gewichen, der unter massiven Einschränkungen bisher kaum für möglich gehaltenen Ausmaßes ein Minimum an Alltag herzustellen sucht, wohl wissend, dass dies wenigstens in Teilen immer ein Wunsch bleiben wird. Das einzig Beständige ist in diesen Tagen die Ungewissheit und sie zu ertragen wird zu einer umso größeren Herausforderung, wenn man bedenkt, dass der Gegner, dessen Bekämpfung alle Selbstbeschränkung dient, nicht wahrnehmbar ist. Es ist deshalb auch kein fairer Kampf, da SARS-CoV-2 entgegen seinem sperrigen Namen nicht offen in den Ring steigt, sondern jederzeit unbemerkt auf allen gemeinsam benutzten Gegenständen oder in lieb gewonnenen Mitmenschen lauern kann. Die Perfidie des Virus lässt uns nicht nur ein Stück einsamer, sondern auch den äußerlich so schönen Spaziergang in einer frühlinghaften Straße innerlich zu einem potenziellen Risiko werden. Ein Gang vor die Tür kann in diesen Zeiten also nur mit einem subtilen Gefühlsmix aus Aufmerksamkeit, Skepsis und angespannter Ruhe erfolgen.

Dabei ist es natürlich nicht so, dass alle Straßen urbane Normalität ausstrahlen. Einige Schritte weiter, wo das rosa Instagram-Idyll des Hohenzollernplatzes in dieser Jahreszeit sonst vom Brüllen des gleichnamigen Damms untermalt werden würde, brüllt nun niemand mehr. Vereinzelt wimmern Autos vorbei und die größeren Lücken zwischen ihnen lassen es fast zum ersten Mal zu, die breite Straße ohne vorherigen Stopp zu überqueren. Drüben angekommen, drängt sich in dem unaufgeregten Viertel überraschend der Eindruck gezähmter städtischer Wildnis auf. Wie an Jagdsternen bündeln sich die Straßen hier immer wieder an kleinen Plätzen, von denen aus sich beim Blick in die Alleen mitunter plötzlich ein Kirchturm, Hochhaus oder ein aufdringlich hervorblickendes Ecktürmchen am anderen Ende sehen lässt. In diesem Jagdrevier begleiten jedoch keine dichten Gehölze den Blick auf die nächste Beute: Die Wälder der Tiergärten und Pirschheiden haben sich versteinert, Stämme bilden Säulen, Blätter und Nadeln verharren in der Schockstarre der Stuckfassaden. Das steinerne Berlin zähmt das wilde und unkontrollierbare, Wald und Beute sind zur ewigen

Unbeweglichkeit verurteilt. Nur die Alleebäume, preußisch korrekt und diszipliniert zu zwei Reihen im Spalier, dürfen sich in ihren engen Baumscheiben ein bisschen Individualität bewahren. Aber bitte nur eine Art pro Straße, meine Herren, der Gesamteindruck! Es war einmal.. Die Menschen, die diese Straßen bewohnen, schauen wie Vögel aus ihren toten Nestern skeptisch-duldig auf den Spaziergänger, der sich in der gemächlichen und dennoch zielstrebigem Art seines Jagdverhaltens dem wehrlosen Ziel annähert, dem er aber eh nichts anhaben kann. In der Pariser ist es die Ludwigskirche, in der Fasanen die am Hohenzollernplatz, der Pfalzbürger das Ku'damm-Karree und wieder der Pariser die Investitionsbank, deren Hochhausturm sich am Ende der Straße schwerfällig auf die Hinterbeine stellt. Im Sichtachsenwald von Wilmersdorf kommen selbst Bären auf ihre Kosten.

Dabei zieht die Bank in diesen Zeiten die Blicke wenigstens nicht zu Unrecht auf sich, hängen doch etliche Berliner Unternehmen nicht nur auf ihrer überlasteten Website fest, sondern auch an den Direkthilfen, die der unverhofft berühmt gewordene Klotz am traurigen Ende der Pariser nun verteilen muss.

Kurz noch über den Fasanenplatz, dessen verträumte Stille nicht erahnen lässt, dass sein Pendant auf der anderen Seite von Carstenss Spiegelachse weitgehend unter dem Asphalt einer breiten Straßenschneise verschwunden ist. Der kümmerliche Rest wird gerade aufgehübscht, lasst euch ruhig Zeit mit den Bänken, Rumsitzen mit Freunden geht eh gerade nicht. Noch ein bisschen autogerechte Stadt schnuppern? Dann noch kurz über die Lietzenburger. Den engen Fußgängertunnel unter dem Baugerüst benutzt man in diesen Zeiten nur ungern. Was tun, wenn man jemandem begegnet, der womöglich infiziert ist? 1,5 Meter sind hier jedenfalls nicht möglich. Überhaupt geht man sich nun lieber aus dem Weg. Die komplette Breite des Bürgersteigs wird ausgenutzt, jedenfalls dort, wo er nicht durch Autospuren oder Parkhäfen auf ein absolut notwendiges Minimum reduziert wurde. Dann doch lieber Auto fahren? Alleine im PKW ist die Ansteckungsgefahr am geringsten und die Straßen sind sowieso gerade leer. Neoliberale Gesundheitsfantasien? Leider nur teilweise. Dem schnaufenden Jogger begegnet man auf dem schmalen Pflaster autogerechter Bürgersteige jedenfalls lieber nicht.

Wieder zurück auf den breiten Flanierstreifen gründerzeitlicher Großzügigkeit geht es auf den Prager Platz zu. Die Schlange vor der Eisdiele zieht sich bis zur Fahrbahn – dabei stehen gar nicht viele Leute an. Das öffentliche Erscheinungsbild der Pandemie nimmt bisweilen groteske Züge an. Gott sei Dank halten wieder einmal ein paar Gestalten auf dem Platzrondell

die Abstandsregeln nicht ein – eine trügerische Normalität, die nur auf den ersten Blick guttut. Noch kurz etwas einkaufen? Aber die vielen Menschen in der Passage... Man ertappt sich immer wieder bei Sorgen, die das Potenzial zur Paranoia haben. In der Passage sind auch in diesen Zeiten noch meist viele Menschen und Verhungern ist schließlich auch keine Lösung. Aber andererseits sind doch eigentlich noch genug Lebensmittel zu Hause und das auch ganz ohne gehamstert zu haben. Neben der Sorge vor einer Ansteckung ist es das Bedürfnis, dem chronisch unterversorgten Belohnungssystem etwas Gutes zu tun, wobei man sich dieser Tage des Öfteren erwischt. Ein guter Wein zum Essen oder wenigstens ein Eis vor Netflix nachher, das wäre doch etwas. Kein unnötiger Konsum aber auch. Du hast wirklich genug zu Hause...

So zieht sich der Weg hin und schwenkt nun vom Rund des Platzes in die Trautenau ein, um kurz darauf ein abruptes Ende zu finden. Die Bundesallee, die entgegen ihrem Namen die Gegend in ein Diesseits und ein Jenseits teilt, breitet ihre schwarzgrauen Bahnen tot und träge vor dem Passanten aus. Passant deshalb, weil es fast einer Überfahrt gleichkommt, die breite Achse zu überqueren und meistens gelingt es auch nur in zwei Etappen. Endlich drüben angekommen, wird der Schritt allmählich schneller – nun ist es nicht mehr weit. Am Nikolsburger starrt die große Kita dem Ankommenden stumm und dunkel entgegen. Kinder gibt es hier jetzt keine mehr. Die Pandemie schleudert einem noch einmal kurz ihre Bitterkeit entgegen, als täte sie das nicht schon oft genug im Alltag des Ausnahmezustands.

Die schwere Holztür öffnet sich nur widerspenstig, um kurz darauf mit einem umso bestimmteren Donnern wieder ihren angestammten Platz einzunehmen. Die Schritte hallen im Flur, der Hof mit seinem Meer an Fahrrädern ist schnell überquert. Noch eine Tür, aber diese ist bereitwilliger. Die Klinke fasst man nur im Notfall an, überhaupt fasst man besser überhaupt nichts an in diesen Zeiten. Die Schritte auf den Stufen klingen antriebslos und irgendwo brät jemand Fleisch an. Der Tag wirft seine müder werdenden Augen durch die langweiligen Treppenhausfenster. Noch ein Absatz, endlich auf Augenhöhe mit der Fußmatte. Was machen wir denn nun mit dem Abend? Händewaschen nicht vergessen.